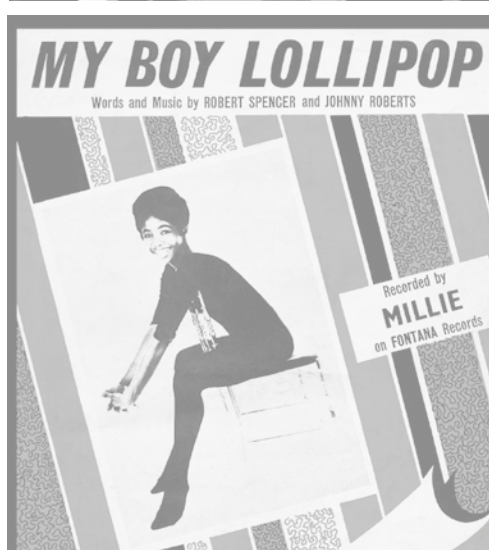


ALS DIE BOXEN IN DEN
BÄUMEN HINGEN



LAM TORO



Nick Drake
FIVE LEAVES LEFT



GRACE JONES / NIGHTCLUBBING



Chris Blackwell

ALS DIE BOXEN IN DEN BÄUMEN HINGEN

Die unglaubliche Geschichte von
Island Records

Aus dem Englischen von Jan Szlovak



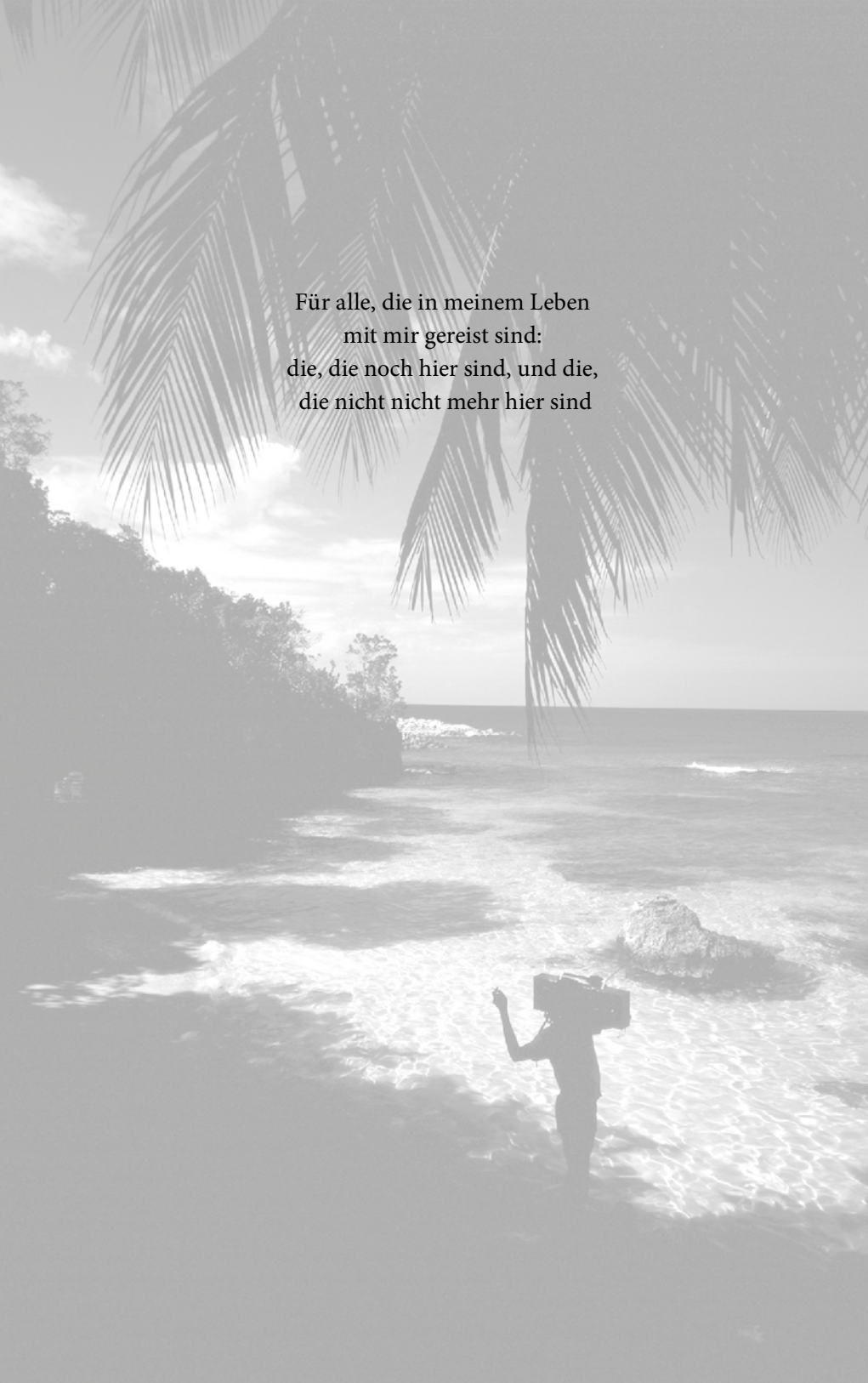
Matthes & Seitz Berlin

INHALT

VORWORT	9
PROLOG	
FAST DAS ENDE ...	15
KAPITEL EINS	
DIE SCHULE VERSUS EROLL FLYNN	21
KAPITEL ZWEI	
DIE FÜNFZIGER, JAMAICA: EINE BESTIMMUNG FINDEN	36
KAPITEL DREI	
DIE SECHZIGER, LONDON: KONTAKT AUFNEHMEN	74
KAPITEL VIER	
HITS, MISSERFOLGE UND DER MENSCHLICHE WIRT	105
KAPITEL FÜNF	
FOLK: NEUE ALLIANZEN UND NEUE KLÄNGE	145
KAPITEL SECHS	
BEGEGNUNG MIT CAT STEVENS	176

KAPITEL SIEBEN	
BEGEGNUNG MIT BOB MARLEY	188
KAPITEL ACHT	
STIMMEN, VISIONEN UND VIDEOS	216
KAPITEL NEUN	
DIE SIEBZIGER: ST. PETER'S SQUARE, HAMMERSMITH	235
KAPITEL ZEHN	
DIE ACHTZIGER: COMPASS POINT, DIE BAHAMAS	252
KAPITEL ELF	
TIMING: GRACE JONES AND THE ALL-STARS	272
KAPITEL ZWÖLF	
BEGEGNUNG MIT U2	307
KAPITEL DREIZEHN	
DIE NEUNZIGER: TEKTONISCHE VERSCHIEBUNGEN	320
KAPITEL VIERZEHN	
WEITERMACHEN: AUS LIEBE ZU JAMAICA	341
EPILOG	
WAS AUCH IMMER ALS NÄCHSTES KOMMT ...	355
DANKSAGUNGEN	363
ABBILDUNGSVERZEICHNIS	364

Für alle, die in meinem Leben
mit mir gereist sind:
die, die noch hier sind, und die,
die nicht nicht mehr hier sind



VORWORT

Millie Small, Spencer Davis Group, Traffic, Steve Winwood, John Martyn, Dr. Strangely Strange, Nick Drake, Kevin Ayers, Spontaneous Music Ensemble, Free, Cat Stevens, Spooky Tooth, Marianne Faithful, Fairport Convention, Emerson, Lake and Palmer, Jethro Tull, Roxy Music, Brian Eno, The Slits, Jimmy Cliff, Bob Marley, Bunny Wailer, Peter Tosh, Black Uhuru, Sly & Robbie, Aswad, Third World, Steel Pulse, Linton Kwesi Johnson, Burning Spear, Grace Jones, Ultravox, Buggles, Robert Palmer, Sparks, King Crimson, John Cale, B-52s, U2, The Cranberries, Melissa Etheridge, Eric B & Rakim, King Sunny Adé, PJ Harvey, Angélique Kidjo, Tricky, The Disposable Heroes of Hiphoprisy, Bill Laswell, Stereo MCs, Pulp, Tom Tom Club, Trouble Funk, Manu Dibango, Salif Keïta, Khaled, Courtney Pine, Kid Creole, Tom Waits.

Schlechte Autobiografien und ebensolche Vorworte gefallen sich zu Beginn in Namedropping. Chris Blackwell hat diesen Fehler geschmackvoll umgangen, indem er seine Memoiren mit einem quasi biblischen Erweckungsgegnis eröffnet: Es geht sofort um Leben und Tod, als der 18-Jährige nach einem misslungenen Bootstrip, der ungewollt ausgedehnten Suche nach Hilfe samt ewigem Marsch durch Mangrovenwälder kurz vor dem Verdursten in die karge Hütte eines Rasta stolpert. Dort wirft der junge Sprössling mit anständiger britisch-jamaikanischer Kinderstube all seine antrainierten rassistischen Reflexe und Ängste vor dem Fremden ab, als er erfährt, mit welcher unvoreingenommenen Hilfsbereitschaft, Offenheit und schlichten Freundlichkeit ihn der Rasta versorgt. Die entscheidende Lernkurve hat Chris Blackwell also schon nach wenigen Seiten

gemacht. Der Rest des Buches kann sich dann genüsslich in einer Art musikhistorischem Stream of Consciousness suhlen. Im Groben den Lebensjahren und privaten wie beruflichen Aktivitäten seines Protagonisten folgend, bleibt es durchgehend angenehm assoziativ.

Auch ohne jemals Chris Blackwell persönlich getroffen zu haben, entsteht der Eindruck, dass die unpräntiöse, lockere Struktur des Buches mit der Lust auf einen jederzeit möglichen Zeitsprung samt ausgedehnter Reflexion und schroffem Abbruch des Gedankens auch sein lebenslanges geschäftliches Verhalten spiegelt – die Lektüre fühlt sich wie ein ziemlich langes, aber sehr vergnügliches Business-Meeeting mit Chris Blackwell an.

Mir selbst gefällt es hingegen, in die Namedropping-Falle zu tappen und eine halbe Seite des Vorwortes mit einer üppigen Auswahl an Island-Künstlern zu verplempern – denn diese Namen haben mein Leben begleitet, in guten wie in schlechten Zeiten. Und so war auch Chris Blackwell stets zugegen. Wie es ein guter Kurator eben ist. Und das Gefühl hat wohl fast jeder Leser: endlich diesen alten Buddy mit dem verdammt guten Geschmack wiederzutreffen ...

Dabei wurde meine persönliche Lektüre ständig unterbrochen von längeren Phasen des Hörens wiedergefundener popkultureller Biografie-Versatzstücke, musikalischer Erinnerungen. Nichts anderes scheint mir Blackwell zu beabsichtigen, dieser Meister der Abschweifung – eine Playlist in Buchform.

Erstaunlicherweise gelingt es ihm, hochgradig anschlussfähig zu sein. Auch wenn diese atemlose, sich manchmal überschlagende, mitunter zähe und detailverliebte Kulturgeschichte aus der Perspektive eines stinkreichen Entrepreneurs und weltenbummelnden Sohns der jamaikanischen Plantagenaristokratie erzählt wird. Und die mögen wir ja eigentlich nicht so. Doch Chris Blackwell gelingt auch hier Beachtliches – er macht gleich klar, wo er steht und wo nicht. Und er biedert sich niemals an:

»Der Wechsel zur Selbstbestimmung kam 1962. Es war eine fröhliche, feierliche Gelegenheit für die Insel, um von den Briten, die alles versaut hatten, loszukommen. Ich fühlte mich nie persönlich bedroht

und kam gut mit allen aus. Aber so sehr ich Jamaika und seine Musik auch liebte, brachte mich mein Akzent auf die falsche Seite der Geschichte. Die Story von 1962 war eine Schwarze Geschichte, und da passte ich nicht hinein.«

Und auch in der Gegenwart positioniert sich Chris Blackwell als Gegenspieler zum ewigen Schneller-höher-weiter des Techkapitalismus und gleichzeitig als Visionär in der Einschätzung von Musk, Bezos & Co (die Originalausgabe »The Islander: My Life in Music and Beyond« erschien im Juni 2022):

»Sie wollen um jeden Preis von hier weg und auf den Mars oder ins Weltall reisen. Die Milliardäre, die ihren Juckreiz ständig befriedigen und ihre Imperien erweitern müssen, Elon Musk, Jeff Bezos und ein alter Kollege von mir, Richard Branson [...]. Ich frage mich, was sie umtreibt. Jedenfalls nichts, was mich beschäftigt.«

Wie gelingt es Chris Blackwell, mühelos zwischen den Welten zu wandern? Woher stammt seine Fähigkeit, mit Künstlern, Kleinkriminellen und anderen obskuren Kolibris zu können, gleichzeitig den Gewerke-Alltag vom Entertainment- und Immobilienbusiness zu beherrschen und sich auch noch in der globalen Upper Class zurechtzufinden?

Natürlich weil er genau aus dieser besseren Gesellschaft gekommen ist, aber sich gegen ihre Werte entschieden hat. Blackwell muss niemanden abwerten, um seinen eigenen Status, seine Identität zu festigen. Er fand sich selbst in den Lebenswegen der Outsider wieder: »Meiner Erfahrung nach waren Menschen, die als schwierig galten, diejenigen, die wussten, was sie wollten.«

Da sind Widersprüchlichkeit und Schmerz über die eigene Geschichte als Kolonialprofiteur in dritter Generation, die Chris Blackwell zu solch einem exzellenten Künstlerflüsterer gemacht und ihn – als Höhepunkt – befähigt haben, Bob Marley, die erste postkoloniale Ikone, zu erreichen und zu einer globalen Karriere zu ermächtigen.

Es ist aber auch der Schmerz, nicht dazugehören – nicht dazugehören zu können. Nicht den Weg gehen zu wollen, der familiär oder gesellschaftlich vorgezeichnet war und so angenehm integriert gewesen wäre. Bei allem Glamour, allen Erfolgen, allen Verdiensten ist

diese Autobiografie von Chris Blackwell doch auch von genau diesem nicht enden wollenden Schmerz durchwirkt. Dem Schmerz des Einzelgängers, der so gern ein Teil von etwas wäre, aber genau weiß, dass seine geschmackliche Exzellenz, seine ökonomische Unabhängigkeit, seine wahre Identität in der Einsamkeit gründen. Und genau das macht dieses Buch so aufregend und gibt ihm eine Tiefgründigkeit; bei aller scheinbaren Oberflächlichkeit des Entertainment-Business, dessen Kühlerfigur Chris Blackwell für eine Weile war. Seine Geschichte ist auch eine frenetische Suche nach dem nächsten Hit, dem nächsten Trend, dem nächsten Projekt, der nächsten Partnerin als Surrogat – wenn er schon nirgendwo hingehört, kann er, der perfekte postmoderne Tycoon, zumindest überall ein Zuhause simulieren. Und so kauft oder baut er sich weltweit und an wachsend attraktiven Orten immer mehr Häuser, Studios, Hotels. Nachhaltig angelegte Resorts in der Karibik, die in Verbindung mit den Communitys um sie herum stehen und so eine Art glaubwürdigen Tourismus entstehen lassen sollen – für entspannte \$25 000 Miete in der Woche.

Chris Blackwell lebt im Buch seine Widersprüchlichkeit aus, wenn er das Unternehmen Island als Familie mit geteilten Werten und Ansprüchen an Loyalität, Nachhaltigkeit oder Qualität inszeniert. Dass in dieser Familie eine beachtliche Fluktuation herrschte, scheint als Kollateralschaden eingepreist zu sein.

Verwirrend ist auch die Beiläufigkeit zahlloser Liebschaften und Beziehungen, die Chris Blackwell erwähnt. Dass er seinen zwei Kindern und einem Enkel keine Zeile widmet, lässt sein Familien-Narrativ umso rätselhafter erscheinen.

Aber genau das ist zugleich die Stärke dieses Buches: Rechtfertigungen oder Gefallsucht kann man lange suchen. Stattdessen pirscht sich da lässig und elegant ein Popstar an.

Während seines Lebens im Entertainment-Business hat Chris Blackwell sehr bewusst den Hintergrund gesucht: »Ich operierte im Schatten, hinter den Kulissen. Mir war klar, dass ich kein Showman war. [...] Ich hatte es, soweit es eben ging, zu meiner Geschäftspolitik gemacht, nie mit den Künstlern fotografiert zu werden [...] – ich war die Industrie, der Feind.«

Erst nachdem Blackwell im Jahr 1989 sein Unternehmen Island für damals unerhörte 300 Millionen Dollar an PolyGram, den heutigen Marktführer Universal Music Group, verkauft hatte, wurde er öffentlich sichtbar. Oder wie es Paul Morley – Co-Autor dieses Buches, legendärer Musikjournalist, Gründer des Labels ZTT und einer der Erfinder des modernen Pop-Marketings – beschreibt: »Als er sich von Island befreit hatte, begann er Interesse daran zu zeigen, seinen Platz in der Geschichte zu beanspruchen.«

Der ebenso diskrete wie schwerreiche Gentleman präsentiert sich als natürliches Gegenmodell zu gegenwärtigen Techoligarchen und Entertainmentmagnaten. Er beschwört eine bessere Welt aus gutem Geschmack, humanistischen Werten und einer Art karibisch angereichertem Sozialkapitalismus herauf. Genau das macht ihn zum idealen Retro-Popstar unserer Zeit. Chris Blackwell ist ein großer Dialektiker.



Abb. 1

PROLOG

FAST DAS ENDE ...

Ich war achtzehn Jahre alt, als mir ein Rastamann das Leben rettete.

Manchmal habe ich den ersten Teil der Geschichte ausgeschmückt, um mich etwas weniger dumm aussehen zu lassen und der Erzählung mehr dramatischen Schub zu verleihen. Ich erzählte, dass ich mit einem kleinen Segelboot allein auf See war. Dass ich von einem heftigen Sturm erfasst wurde. Dass ich dachte, ich würde es nicht schaffen. Dass der Mast von einem Blitz getroffen wurde und das Boot zerbrach und ich mich an einem verkohlten Stück des Rumpfes festklammerte und schließlich gegen Felsen geschleudert wurde, die sich entlang einer kargen, abgelegenen Küste erstreckten, woraufhin ich das Bewusstsein verlor.

Die Wahrheit ist prosaischer. Ich war nicht allein. Es war kein Segelboot. Ich befand mich auf einem Motorboot zusammen mit einem Freund aus England, der in einem jamaikanischen Regiment diente und dessen Namen ich vergessen habe, sowie einer weiblichen Begleiterin, deren Namen ich erinnere, Lorraine. Das war 1955. Ich war ein antriebsloser, angloirisch-jamaikanischer Internatsschüler, der sich aus reinem Spaß entschlossen hatte, mit seinen Kumpeln eine Bootstour in der Karibik zu machen. Wir starteten im Hafen von Kingston, passierten das verschlafene Fischerdorf Port Royal, ein Überbleibsel der Kolonialstadt gleichen Namens und Schauplatz von *Unter Piratenflagge*, einem opulenten, vergnüglichen Mantel- und-Degen-Film von 1935, der aus Errol Flynn einen Star machte. Dreihundert Jahre vor unserer kleinen Reise hatte die englische Navy Jamaika besetzt und die Insel von den Spaniern, deren Kolonie sie bis dahin gewesen war, eingefordert. Unter britischer Herrschaft wurde Port Royal die größte englischsprachige Stadt der Neuen Welt jen-

seits von Boston: ein Paradies für Freibeuter, Heimat von Seeräubern, Bettlern, Prostituierten und anderen Gold suchenden Glücksrittern mit lockerer Moral. Aber ihr zweifelhafter Ruhm währte nur kurz: 1692 wurde Port Royal wie als gerechte göttliche Strafe von einem Tsunami vernichtet, die Verschärfung eines Niedergangs, der mit Feuern, Erdbeben und Hurrikans bereits zuvor begonnen hatte.

Zu meiner Schande muss ich zugeben, dass ich zu wenig Benzin in den Bootstank gefüllt hatte und der Sprit bald alle war. Wir landeten also an einem unbekannten Küstenabschnitt, weit weg von Hellshire Beach, südwestlich von Port Royal. Zunächst schien mir das kein Problem zu sein. Es war 17 Uhr, noch nicht dunkel und zurück in die Zivilisation bestimmt nur eine Frage von Minuten. Schließlich war diese Gegend mal das wirtschaftliche Zentrum der Welt gewesen, selbst wenn wir jetzt ein gutes Stück entfernt waren von Kingston oder Montego Bay.

In der Annahme, dass er bald auf eine Straße stoßen würde, bat ich meinen englischen Freund, zu Fuß ins Inland zu gehen. Ich blieb mit Lorraine zurück. Eine Zeitlang warteten wir unbekümmert – es würde sicherlich nicht lange dauern, bis er Hilfe fände. Aber dann nahmen die Ereignisse eine andere Wendung und es wurde, ohne Übertreibung, dramatisch.

Der Freund kam mit schmerzerfülltem Gesicht zurück, sein Körper übersät mit Kratzern und Blutschlieren. Er hatte nichts gefunden außer dichtem Dschungel. »Es gibt keinen Weg raus«, sagte er. Die Flut kam, also kauerten wir uns auf einem immer kleiner werdenden Stückchen Strand zusammen. Es war jetzt nach sieben. Ich traf eine Entscheidung: Wir würden uns auf der trockensten Stelle niederlassen, und am Morgen würde ich die Küste entlanggehen, um Hilfe zu holen.

Unter freiem Himmel schliefen wir, so gut wir konnten. Wir hatten kaum frisches Wasser zum Trinken und waren eingeklemmt zwischen dem Meer und etwas, das keine wirkliche Küste war, sondern sich als tückischer Mangrovensumpf erwies. Im richtigen Licht und unter entsprechenden Umständen sind Mangroven wunderschön, ein dichtes Geflecht von Pflanzen, das Hunderten von Arten Schutz

gewährt. Aber wir konnten in ihnen nur eine Bedrohung sehen. Die Vogel- und Insektengeräusche, normalerweise ein sanfter, zum Träumen verführender Bestandteil der Küste, wirkten jetzt wie eine Warnung vor drohendem Unheil.

Am Morgen brach ich auf. Bei Ebbe, der Boden rissig und trocken, war es einfach, zwischen den Wurzeln zu gehen. Doch schon bald verwandelte sich der krustige Boden in dicken Schlamm. Die Mangroven wurden zu einer Kombination aus Labyrinth und Treibsand, und es war immer schwieriger, sich hindurchzunavigieren.

Irgendwie schaffte ich es, stundenlang zu gehen. Ich hielt nach einer Lichtung Ausschau, rief um Hilfe. Dummerweise war ich aufgebrochen, ohne ein bisschen von unserem Wasser mitzunehmen, ein völlig von sich selbst überzeugter weißer Junge, der bis zu diesem Zeitpunkt Jamaika nie als etwas anderes gesehen hatte als ein verlockendes Eden. Das Meer immer eine Befreiung, nie eine Falle. Selbst auf diesem Fußmarsch war das Wasser ein herrliches Türkis unter dem grünen Dach der Mangroven. Aber es gab keinen sicheren Hafen, in den man schwimmen konnte.

Ich wurde immer durstiger. Irgendwann erreichte ich ein kleines Strandstück, das sich zu bewegen schien. Ich glaubte, im Delirium unter der heißen Mittagssonne zu halluzinieren. Bis mir klar wurde, dass der sich bewegende Strand in Wirklichkeit aus Tausenden von Krabben bestand, eine sich windende Masse eingepfercht zwischen Meer und Mangrovenwald. Je näher ich kam, desto aufgeregter wurden sie, huschten flink wie Eidechsen um meine Füße herum. Ich hatte nichts, um mich zu verteidigen: Sollten sie sich entscheiden, über mich herzufallen wie hungrige Raubtiere, wäre ich geliefert. Was für ein Abgang: Tod durch Krabben.

Am späten Nachmittag wanderte ich noch immer, war immer noch auf der Suche und verlor langsam die Hoffnung. Mein Durst hatte sich von ernsthaft zu verzweifelt gesteigert und ich war beängstigend schwach. Aber dann: Auf einer kleinen Lichtung entdeckte ich eine winzige, schiefe Holzhütte, nur von Stricken zusammengehalten. Es war das erste Zeichen von Leben, das ich seit Stunden sah. Das konnte die Rettung sein! Ein Adrenalinschub brachte mich zur Hütte.

Ich schaute durch ein Fenster, das eigentlich eher ein krude in die Wand geschlagenes Loch war.

Zum ersten Mal in meinen Leben erblickte ich einen Rastafari – und war entsetzt.

Vor mir befand sich ein bärtiger und rätselhafter Mann. Sein Haar war lang, steif und so verfilzt, als ob es aus Rinde wäre. Er sah aus, als wäre er so alt wie die Zeit und so jung wie ich, irgendwo dazwischen, und trug die Art von einfachem Hemd und Hosen, die niemals in einem Laden gekauft worden waren. Vielleicht hatte er sie selbst gemacht oder am Straßenrand gefunden. Stark dehydriert, vollkommen verloren und dem Zusammenbruch nahe, stand ich vor einem jener »Black Heart Men«, vor denen weiße anglojamaikanische Eltern ihre Kinder immer warnten.

Ich hatte bereits ein bisschen über den sogenannten Rastafarikult gehört. Die Rastas waren Exzentriker, die dem Kaiser von Äthiopien die Treue geschworen hatten: Haile Selassie, von dem sie glaubten, er sei die Inkarnation des Messias. Ihren Ursprung sahen sie in den 1930ern, als ein Black-Jamaican-Prediger namens Leonard Howell sich erstmals als Rastafari bezeichnete. Howell ließ seinen Bart wachsen, nachdem er ein Foto von Haile Selassie auf dem Cover des *Time Magazine* gesehen hatte, bärtig und stattlich in einer Brokatuniform mit Schärpe. Haile Selassies bürgerlicher Name war Tafari Makonnen. *Ras* ein adliger Ehrentitel. Ras + Tarafi = Rastafari.

Wenn man, wie ich, in den vierziger und fünfziger Jahren in der weißen jamaikanischen Gesellschaft aufwuchs, wurde man darauf getrimmt, diese Männer eher als eine gewalttätige Gang anzusehen denn als religiöse Gemeinschaft oder soziale Bewegung. Die koloniale Regierung betrachtete die Rastas als Bedrohung, und es kursierten folkloristische Horrorstorys, in denen sie Kinder verschleppten, verbrannten und opferten. Sie sprachen in einem verstümmelten, kryptischen Dialekt, der eine hartnäckige Ablehnung der englischen Herrschaft erkennen ließ. Ihre Haare trugen sie in verfilzten Zöpfen, Dreadlocks genannt, durch die sie einschüchternd wirkten.

Ich war von dieser Propaganda nie wirklich überzeugt, zumal kein Rastafari mir oder irgendjemand anderem, den ich kannte, je-

mals etwas angetan hatte. Die Rastas hielten bewusst Abstand und blieben der weißen Gesellschaft fern, wo sie schlecht behandelt wurden. Sie bewohnten die Arbeiterviertel von Montego Bay, die Railway Lane und die Barnett Lane, trieben sich am schwarzen Strand von Jamaikas Südküste herum und gründeten Siedlungen im Wald auf den Hügeln, weit weg von den Tummelplätzen meiner Jugend in Upper-Class-Kingston.

Da ich aber noch nie einen Rasta zu Gesicht bekommen hatte, existierten sie in meinem Kopf immer noch als Schreckgespenster. In meiner verwirrten, ausgedörrten Verfassung kurz vor dem Zusammenbruch blickte ich auf den Mann und dachte: *Das könnte das Ende sein.*

Stattdessen gab er mir ein Zeichen, winkte mich zu sich hinein in die klapprige Hütte. Ohne von meiner tief verwurzelten, typisch englischen Höflichkeit lassen zu können, fragte ich absurderweise: »Gibt es vielleicht irgendeine Möglichkeit, von Ihnen ein Glas Wasser zu bekommen?« Umgehend bemerkte ich eine entwaffnende Sanftheit an ihm. Mit den anmutigen Bewegungen eines Tänzers brachte er mir eine kleine Kürbisflasche mit Wasser. Welche Ängste ich noch kurz zuvor auch immer gehabt hatte, sie verschwanden schlagartig. Immer noch schwach und wacklig auf den Beinen, fragte ich den Mann, ob ich mich hinlegen könnte. Sorgfältig machte er mir einen Platz in einer Ecke der Hütte frei. Innerhalb von Sekunden war ich eingeschlafen.

Als ich zwei bis drei Stunden später aufwachte, fand ich in der Hütte neben meinem Gastgeber fünf weitere Rastas vor; zu sechst saßen sie herum und lasen sich leise aus der Bibel vor. Für den Bruchteil einer Sekunde kehrte meine Angst zurück – *Oh Gott, da sind noch mehr von ihnen!* –, aber ihre erste Handlung, als sie bemerkten, dass ich wach war, bestand darin, mir Ital-Speisen anzubieten. *Ital* ist ein Begriff der Rastas, der von vital kommt und für eine pflanzenbasierte Ernährung steht, die nach ihrer Philosophie die Menschen mit Energie und guter Gesundheit versorgt, ohne die Kreaturen Gottes dafür töten zu müssen.

Erneut war ich überwältigt von der unglaublichen, fast mystischen Sanftheit, die mich umgab. Dies waren gute Menschen, die einen Glauben hatten. Die keine Kinder verbrannten oder gar eine gewalt-

tätige Revolution planten. Ohne zu zögern hatten sie mich aufgenommen und sich um einen angeschlagenen weißen Jungen gekümmert, der dahergestolpert kam und in ihrer Mitte kollabiert war.

Während ich aß, fuhren sie fort, sich aus der Bibel vorzulesen und darüber zu diskutieren. Nachdenkliche Debatten und Austausch waren offenbar ein wichtiger Bestandteil ihres Lebens. Als ich meine Kräfte wiedererlangt hatte, brachten sie mich mit dem Boot nach Port Royal. In der Zwischenzeit waren mein Boot und meine Freunde gefunden worden. Als ich im Hafen ankam, waren sie schon da, auch sie gerettet von diesen freundlichen, rätselhaften Außenseitern, die eine mysteriöse, erhebende Wärme und Großherzigkeit ausstrahlten.

Es war eine außerordentliche, lebensverändernde Erfahrung. Siebzehn Jahre sollten vergehen, bis ich mit dem meistgefeierten Fürsprecher und Botschafter der Rastafaris, Bob Marley, arbeiten würde. Reggae existierte noch nicht. Genauso wenig wie sein Vorläufer, der Ska. Aber an jenem Tag wurde ein Samen gepflanzt. Ich begann zu verstehen, wie wichtig der Beitrag der Rastafaris für die Kultur und die Zukunft von Jamaika als Nation auf dem Weg zur Unabhängigkeit von der britischen Herrschaft war. Aber ich hätte mir zu dem Zeitpunkt niemals vorstellen können, dass diese friedlichen Männer mit Dreads innerhalb von Jahrzehnten einen zentralen Teil von Jamaikas Identität ausmachen würden.

Diese Publikation erscheint in der Reihe *Die Ganze Welt*,
herausgegeben und gefördert von Jan Szlovak.



Die Ganze Welt No. 7

Erste Auflage dieser Ausgabe Berlin 2026

Copyright der deutschen Ausgabe

© 2026 MSB Matthes & Seitz Berlin

Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstraße 57A | 10965 Berlin, Deutschland

info@matthes-seitz-berlin.de

Copyright der Originalausgabe: © 2022 Chris Blackwell,
erstmals erschienen unter dem Titel *The Islander*.

My Life in Music and Beyond by Chris Blackwell with
Paul Morley, bei Nine Eight Books

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die
Nutzung des Werkes für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG.

Satz: Monika Grucza-Nápoles, Cartagena

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe,

Bad Langensalza, Deutschland

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-2062-2

www.matthes-seitz-berlin.de